Dear reader,

This is an author-produced version of an article published in Konrad Hilpert (ed.), *Theologische Ethik – autobiografisch.* It agrees with the manuscript submitted by the author for publication but does not include the final publisher's layout or pagination.

Original publication:
Hilpert, Konrad
Ethik-Treiben und Lebensgeschichte. Überlegungen zu Eigenart und Funktion des Autobiografischen im Blick auf die Theologische Ethik
in: Konrad Hilpert (ed.), Theologische Ethik – autobiografisch, pp. 11–26
Paderborn: Ferdinand Schöningh 2007

Access to the published version may require subscription.
Published in accordance with the policy of Ferdinand Schöningh:
https://www.schoeningh.de/page/open-access

Your IxTheo team

Liebe*r Leser*in,

dies ist eine von dem/der Autor*in zur Verfügung gestellte Manuskriptversion eines Aufsatzes, der in Konrad Hilpert (Hg.), *Theologische Ethik – autobiografisch* erschienen ist. Der Text stimmt mit dem Manuskript überein, das der/die Autor*in zur Veröffentlichung eingereicht hat, enthält jedoch *nicht* das Layout des Verlags oder die endgültige Seitenzählung.

Originalpublikation:
Hilpert, Konrad
Ethik-Treiben und Lebensgeschichte. Überlegungen zu Eigenart und Funktion des Autobiografischen im Blick auf die Theologische Ethik
in: Konrad Hilpert (Hg.), Theologische Ethik – autobiografisch, S. 11–26
Paderborn: Ferdinand Schöningh 2007

Die Verlagsversion ist möglicherweise nur gegen Bezahlung zugänglich.
Diese Manuskriptversion wird im Einklang mit der Policy des Verlags Ferdinand Schöningh publiziert: https://www.schoeningh.de/page/open-access

Ihr IxTheo-Team

EBERHARD KARLS
UNIVERSITÄT
TÜBINGEN

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK

Konrad Hilpert

Ethik-Treiben und Lebensgeschichte. Überlegungen zu Eigenart und Funktion des Autobiografischen im Blick auf die theologische Ethik

1. Autobiografie als Rekonstruktion der eigenen Lebensgeschichte

Autobiografien erzählen Erlebtes oder genauer: Sie erzählen ein erlebtes Leben als Geschichte. Denn sie erinnern nicht einfach, was jemand damals wie getan hat, sondern sie wählen aus, ordnen zu oder ein, was aus heutiger, also späterer Sicht eine Rolle im Gesamtzusammenhang eines Lebens Bedeutung hatte bzw. noch immer hat. Insofern sind Autobiografien nicht gleichsam der Film, der in einer festmontierten virtuellen Kamera ohne jede Möglichkeit der Einstellungsveränderung andauernd aufgenommen wird, sondern eher eine Lesart, die Erlebtes und den faktischen Lebenslauf zu einem erzählbaren Ganzen zusammenfügt, in das die gegenwärtige Sicht und Auffassung vom Leben eingeht, ja in gewisser Weise sogar leitend ist. Autobiografie heißt demzufolge immer: über sich selber erzählen; aber sie ist viel mehr als bloßes Erzählen über sich, nämlich immer zugleich auch eine rekonstruierende und deutende, also Sinn freilegende Reflexion auf die eigene Lebensgeschichte. Diese wird als individueller Ausdruck des Akteurs begriffen, der zugleich das Subjekt des Reflektierens ist, das den Zusammenhang herstellt und bedenkt. Erzählt wird, wie es dazu gekommen ist, dass das eigene Leben gerade so gesehen wird, wie es jetzt – also im Rückblick von heute her – der Fall ist.

Diese aktive Beteiligung des Erzählers an der Autobiografie ist der Grund dafür, dass Wilhelm Dilthey die Autobiografie bzw. Selbstbiografie als höchste und instruktivste Form des Verstehens des Lebens und der Geschichte bezeichnen konnte[1]. „Hier ist ein Lebenslauf das Äußere, sinnlich Erscheinende, von welchem aus das Verstehen zu dem vorandringt, was diesen Lebenslauf innerhalb eines bestimmten Milieus hervorgebracht hat. Und zwar ist der, welcher diesen Lebenslauf versteht, identisch mit dem, der ihn hervorgebracht hat. Hieraus ergibt sich eine besondere Intimität des

Verstehens. Derselbe Mensch, der den Zusammenhang in der Geschichte seines Lebens sucht, hat in all dem, was er als Werte seine Lebens gefühlt, als Zwecke desselben realisiert, als Lebensplan entworfen hat, was er rückblickend als seine Entwicklung, vorwärtsblickend als die Gestaltung seines Lebens und dessen höchstes Gut erfasst hat – in alle dem hat er schon einen Zusammenhang seines Lebens unter verschiedenen Gesichtspunkten gebildet, der nun jetzt ausgesprochen werden soll. Er hat in der Erinnerung die Momente seines Lebens, die er als bedeutsam erfuhr, herausgehoben und akzentuiert und die anderen in Vergessenheit versinken lassen."[2] Diese Hochschätzung der Autobiografie durch Dilthey und seine Schüler[3] war der Ausgangspunkt für eine große Aufmerksamkeit für die Gattung Autobiografie in der Wissenschaft und hat zu einer intensiven und fruchtbaren Beschäftigung mit ihr sowie zu einer Fülle wissenschaftlicher Untersuchungen geführt.[4]

Die individuelle Eigenart des Erlebens, die Auswahl und Zusammenfügung der erlebten Ereignisse zu einem Zusammenhang und die Zuschreibung von subjektiver Bedeutung finden aber keineswegs in einem Isolierraum statt, sondern ereignen sich stets im Kontext, ja in der Wechselwirkung mit der geschichtlichen Situation und sozialen Beziehungen. Insofern enthalten Autobiografien zwangsläufig immer mehr als das bloß Einzigartige und Individuelle. In dem, was von Individuen selbst erfahren wurde und als solches Eingang findet in das Nachdenken über sich selbst, ist stets auch gemeinsam Erfahrenes und unter Umständen sogar für alle Geltendes enthalten. Möglicherweise rührt die Attraktivität dessen, was Personen über ihre individuelle Lebensgeschichten erzählen, gerade daher, dass sie durch die Bezüge zu anderen Menschen, zu Lebenswelten, subkulturellen Milieus, politischen Gesamtlagen, Vorgängen, individuellen Gegebenheiten usw. etwas von dem sichtbar machen, was für alle, für eine ganze Epoche oder für eine bestimmte Generation als typisch erscheint, was aber in der Gestaltung durch eine generelle Ereignisgeschichte, im Spiegel von Zahlen, Statistiken, politischen Debatten, Gerichtsurteilen oder Texten von Regelwerken, staatlichen und kirchlichen Ritualen und Ähnlichem abstrakt bleibt. „Abstrakt" heißt in diesem Zusammenhang, dass man sich wenig oder gar nicht vorstellen kann, was diese für eine konkrete Existenz bedeutet haben könnte. Die individuelle Lebensgeschichte ist so – auch wenn sie erst von einem späteren Standpunkt aus beschrieben wird – ein Exempel für überindividuelle und über das Singuläre hinausgehende Entwicklungen und Ereignisse, und zwar nicht nur im politischen

und sozialen Geschehen, sondern auch im Denken und im Ringen um geistige Positionen. „... jedes einzelne Individuum ist zugleich ein Kreuzungspunkt von Zusammenhängen, welche durch die Individuen hindurchgehen, in denselben bestehen, aber über ihr Leben hinausreichen und die durch den Gehalt, den Wert, den Zweck, der sich in ihnen realisiert, ein selbständiges Dasein und eine eigene Entwicklung besitzen.“[5] Weil sie ihre Erzähler auch als wahrnehmende, entscheidende oder auch leidende Personen sichtbar werden lassen, eignen sie sich in besonderer Weise dazu, dass man sich Zusammenhänge, Entwicklungen, soziale Systeme und Lebenswelten, die man nicht selber erlebt hat, vorstellen kann.

Freilich sind Autobiografien deshalb nicht schon Kopien (das heißt: unmittelbare, vollständige und unverzerrte Abbilder) der allgemeinen Verhältnisse, Entwicklungen, Ereignisse und Lebenswirklichkeiten einer früheren Epoche. Denn sie stammen zwar stets aus erster Hand, aber sie bleiben aus subjektiver Perspektive und aus dem Wissen um das Heute durchgearbeitete Selbstzeugnisse. Standpunkt und Selbstverständnis des Autors bleiben in ihnen maßgeblich für die Darstellung; autobiografische Texte bleiben insofern stets Dokumente der individuellen Wahrnehmung und der Verarbeitung geschichtlicher Vorgänge.

Dieser Umstand setzt Autobiografien von innen heraus zwei Gefährdungen aus, die eng miteinander zusammenhängen, nämlich derjenigen der Stilisierung und derjenigen der Rechtfertigung im Nachhinein. Ähnlich wie ein Historienbild die grundlegenden Ereignisse und den Ausgang einer Auseinandersetzung zwar nicht ins Gegenteil verkehren oder ungeschehen machen kann, aber sehr wohl inszenieren und „schönen“ kann, kann auch der Verfasser einer Autobiografie Einflüsse und Verbindungen ausblenden, Konflikte und Brüche in seiner Lebensgeschichte überdecken, Interventionen und Einflussnahmen verschweigen – unter Umständen sogar aus ehrenwerten Motiven. Und das Interesse, dem eigenen Bemühen oder Scheitern im Nachhinein Kohärenz und eine plausible Logik zu geben, kann in Lebensbilanzen münden, in denen eigene Einflüsse unter- oder überschätzt oder eigene Begrenztheit mit der Uneinsichtigkeit anderer erklärt wird – und auch solches kann durchaus in gutem Glauben und aus achtenswerten Gründen (etwa aus Bescheidenheit) geschehen. Solches müsste zwar keineswegs der literarischen Qualität abträglich sein[6], aber wohl deren Wert als historischer Quelle. Im Hinblick auf diese Möglichkeiten fingierter

Anteile handelt es sich bei Autobiografien prinzipiell um eine prekäre Textsorte. Schon antike Schriftsteller wie Thukydides, Polybios und Plutarch stuften deshalb Lebensbeschreibungen als niedrigeres Genre ein, dem sie die Geschichtsschreibung als weitaus überlegenes gegenüberstellen wollten.[7] Und noch in der Gegenwart ist in der wissenschaftlichen Theorie das denkende und schreibende Subjekt verpönt, weil Formulierungen mit „ich“ Einfallstor sein könnten für das, was lediglich eine persönliche oder singuläre Plausibilität hat oder sich gar dem Anspruch, allgemein zu gelten, entziehen möchte.

Allerdings schließen diese Möglichkeiten auch wiederum nicht aus, dass sich der Erzähler bei seiner Selbstdarstellung dem Ziel verpflichtet weiß, den potenziellen Lesern die „wahre“ Geschichte und sein „wahres“ Ich vorzustellen. Auch reduziert sich der erwähnte Spielraum zur Fiktionalisierung in dem Maße, wie nicht nur die eigene Lebensgeschichte in ihrer subjektiven Erlebnisqualität, einschließlich der von Anfang an oder erst später damit verknüpften Erwartungen, Enttäuschungen und Gefühlen, zur Deutung gebracht wird, sondern gleichzeitig auch die Wissenschafts- und Problemgeschichte sowie die institutionellen Kontexte, in denen sich die Selbstreflexion einschreibt und mit denen sie sich auseinandersetzt. Deshalb ist auch in den Geschichts- und Kulturwissenschaften seit den 1970er-Jahren die Diskussion darüber wieder in Gang gekommen, wie bei der Beschreibung und Rekonstruktion sozialer Vorgänge historische Erzählung und individuelle Lebensläufe fruchtbar und wissenschaftlich verantwortlich miteinander verknüpft werden könnten.[8]

2. Das existenziell Erlebte als Grund und generierende Kraft der Theologie

In der philologischen Literatur herrscht die Meinung vor, Autobiografie als Gattung sei etwas typisch Neuzeitliches.[9] Der zeitliche Ursprung wird auf das 18. Jahrhundert fixiert und in enge Verbindung mit der Frömmigkeit des Pietismus (Philipp J. Spener, August H. Francke u. a.) gebracht. Gleichzeitig herrscht weitgehend Einigkeit darüber, dass der große und stilbildende Vorläufer in den „Confessiones“ des Heiligen Augustinus zu sehen ist. In ihnen spricht Augustinus in der Tradition der altkirchlichen Bußbekenntnisse vor der Öffentlichkeit der Gemeinden zu Gott und legt seinen Weg samt seinen Verirrungen dar. Erst im Pietismus sei es zu einer Akzentverschiebung von der Bekehrungs- zur Berufsgeschichte gekommen.[10] Im 19. und 20. Jahr-

hundert schließlich habe die Autobiografie, von einigen großen Ausnahmen abgesehen (Newman, Thérèse von Lisieux), die ursprüngliche, konstitutive Spannung von Ich und Gott fast völlig eingebüßt. Das Selbst komme kaum mehr als Ort des Eingreifens Gottes in den Blick.

Über die zeitlichen und gattungsgeschichtlichen Zuordnungen kann man mit Fug und Recht streiten. Und sicherlich könnte die in den 1970er-Jahren durch Rudolf Dekker eingeführte und in der Frühneuzeit-Forschung inzwischen üblich gewordene Bezeichnung „Ego-Dokumente“ als Oberbegriff für alle Quellen, „die Auskunft über die Selbstsicht eines Menschen geben“[11], von Streitigkeiten über die Angemessenheit des Autobiografie-Begriffs für autobiografische Texte aus früheren Zeiten elegant entlasten. Dies alles ändert aber nichts an der Tatsache, dass das Autobiografische im Sinne einer reflektierenden und interpretierenden Äußerung über Selbsterlebtes bzw. Selbstgetanes in Ich-Form von Anfang an zum Christentum gehört und es in recht verschiedenen Ausprägungen durch seine Geschichte hindurch begleitet. Die Anregungen dazu sind weniger in literarischen Traditionen zu suchen als in pragmatischen und formalisierten religiösen Handlungssituationen: insbesondere im Bekenntnis des Glaubens, das immer – auch dann, wenn es gemeinsam abgelegt wird – in der Ich-Form erfolgt, im Eingeständnis bzw. Bekenntnis eigener Sünden und Vergehen, im ratsuchenden Gespräch mit dem Seelsorger, im (freien wie im geregelten) Gebet des Einzelnen zu Gott, in (oft zur Selbstverteidigung fixierten) Berichten über mystische Erfahrungen, sowie in den anderen, im Zusammenhang mit einer dieser religiösen Praktiken entstandenen Form autobiografischen, also individuellen Sprechens (z. B. Exerzitien, Pilger- und Konversions„berichte“). Diese alles in allem erstaunlich massive Präsenz selbstreflexiver bzw. autobiografischer Textsorten im Christentum lässt die These plausibel erscheinen, das Autobiografische stelle ein genuines Element christlicher Theologie dar.

Historisch bedürfte diese These sicherlich noch intensiver Forschungsarbeiten, für die Gustav A. Benrath immerhin schon einen kenntnisreichen und überaus überzeugenden Rahmen geliefert hat[12]. *Systematisch* kann sich diese These vor allem darauf stützen, dass das Subjekt des Glaubens im Letzten die einzelne Person in ihrer unverfügbaren Freiheit ist. Wie auch schon an der Gattungsgeschichte der Evangelien und dann vor allem in den Heiligenviten deutlich wird, kann der Glaubensakt und

die innere Zustimmung zum Geglaubten letztlich weder durch abstrakte, lehrhafte Wahrheiten über Gott noch über institutionelle Kontexte generiert und kultiviert werden. Vielmehr braucht er konkrete, der eigenen Lebenswirklichkeit des Lesers bzw. Hörers kompatible, betroffen machende und zur Lebensgestaltung herausfordernde Beispiele.

Die auch in jüngerer Zeit innerhalb der Theologie beobachtbare Zunahme von Autobiografien[13] dürfte aber noch eine weitere Erklärung nahe legen: Theologie ist in der Gegenwart stärker als früher auf Zeugnisse angewiesen, die die Erfahrung von Gottes Wirken in der Geschichte im Leben einzelner Personen bezeugen. Die Entwicklungen und damit auch die Lebensgeschichten der Menschen absolvieren heute immer seltener feste Schemata, sondern sind Teil eines selbst gestalteten und mit vielen Wahlmöglichkeiten versehenen Lebens, also individueller. Angesichts wechselnder und widersprüchlicher Identifikationsangebote bedürfen sie deshalb mehr als früher auch individueller Bezugsbiografien.[14] Solche authentischen Bezugsbiografien oder jedenfalls Teile davon finden sich aber am ehesten in autobiografischen Äußerungen, die ihrerseits freilich nicht notwendigerweise auch schriftlich fixiert sein müssen. Solches Suchen nach individuellen Lebens- und Glaubensmustern bedeutet nicht, dass der kirchliche Kontext damit einfach bedeutungslos würde. Im Gegenteil bietet er das sprachliche, kulturelle und auch rituell-symbolische Reservoire, aus dem solche Lebensgeschichten expliziert werden können.

Johann Baptist Metz hat in seiner Laudatio auf Karl Rahner anlässlich dessen 70. Geburtstags den Mangel an religiöser Erfahrung und Biografie in der katholischen Theologie der Neuzeit scharf kritisiert und seine Überwindung unter dem Stichwort „lebensgeschichtliche Dogmatik“ bzw. „theologische Existenzialbiografie“ gefordert[15]. Deren Ziel solle es sein, „die mystische Biografie der religiösen Erfahrung, der Lebensgeschichte vor dem verhüllten Antlitz Gottes, in die Doxografie des Glaubens“[16] einzuschreiben. „Lebensgeschichtliche Theologie erhebt ‚das Subjekt’ ins dogmatische Bewusstsein der Theologie. Damit ist aber keineswegs einem neuen theologischen Subjektivismus das Wort geredet. ‚Subjekt’ ist ja nicht eine beliebige, austauschbare Bestimmung. Subjekt ist der in seine Erfahrungen und Geschichten verstrickte und aus ihnen immer wieder sich neu identifizierende Mensch. Das Subjekt in die Dogmatik einführen, heißt deshalb auch, den Menschen in seiner religiösen Le-

bens- und Erfahrungsgeschichte zum objektiven Thema der Dogmatik erheben; heißt also Dogmatik und Lebensgeschichte miteinander versöhnen ...“[17]

Der Christ – oder sollte man nicht treffender sagen: jeder, der sich mit dem christlichen Glauben einzulassen versucht – bedürfe einer solchen lebensgeschichtlichen Dogmatik gerade in der heutigen Gesellschaft, „in der bereits die fragile Identität des Menschen beklagt, der ‚Tod des Subjekts’, das ‚Ende des Individuums’ angekündigt wird, in der die lebensgeschichtlich gespeisten Erfahrungen und Phantasien des Einzelnen immer weniger Schritt halten mit den Mechanismen und Zwängen einer von fühlloser Rationalität konstruierten Welt, in der diese lebensgeschichtlichen Erfahrungen immer mehr wie eingemauert wirken in eine Welt, die die systemkonformen Erwartungen stabilisiert, widerspenstige Hoffnungen und Träume hingegen austreibt oder nivelliert“[18]. Möglicherweise kann gerade die Besinnung auf die Tradition autobiografischen Sprechens in der Christentumsgeschichte und die Entdeckung, dass dieses Genus sich heute immer stärkerer Verbreitung erfreut, ein Weg sein, der von Metz eingeforderten Einheit von Lehre und Leben und von theologischer Dogmatik und praktischer Lebensgeschichte exemplarisch nachzugehen. Die Frage dürfte sich noch einmal zuspitzen, wo es um das Verhältnis zwischen professionellem Ethik-Treiben und der lebensgeschichtlichen Verwurzelung seiner Subjekte geht. Denn hier könnten durchaus auch Spannungen und Bruchstellen entstehen, die im Metz’schen Postulat einer Einheit von theologischem System und religiöser Erfahrung als Möglichkeit nicht erwogen werden.

3. Theologische Ethik und lebensgeschichtliche Orientierung

Jede ethische Theorie kommt erst in der moralischen Praxis an ihr Ziel. Auch dort, wo sie der Einholung ihrer Begründbarkeit und ihres überindividuellen Geltungsanspruchs wegen von den konkreten Entscheidungs- und Handlungslagen abstrahiert, besteht ein genereller, wenn auch virtueller Bezug. Diese Finalität gilt für die theologische Ethik erst recht, insofern sie alles wissentlich-willentliche Handeln und die Lebensführung der moralischen Subjekte im Gesamten eingefügt sieht in einen umfassenden Zusammenhang von Verdanktheit und Heil, in dem das Mühen jedes Einzelnen trotz seiner Begrenztheit und Fehlbarkeit Sinn, Stärkung und Möglichkeiten, neu anzufangen, sowie eine gemeinschaftsstiftende Potenz zugesprochen bekommt.

Mehr als alle anderen theologischen Ideen und Konstrukte sind theologisch-ethische Überlegungen und Lehrstücke prinzipiell der Prüfung der Praxis und des Lebens ausgesetzt. „Prinzipiell“ deshalb, weil es selbstverständlich auch Mechanismen gibt, um solche „Tests“ (im ganz wörtlichen Sinne von „Zeugnissen“) zu vermeiden oder ihre Resultate kleinzureden oder ganz andere, entlastende Erklärungen zu bemühen. „Prinzipiell“ aber auch deshalb, weil die Theorie, die der professionelle theologische Ethiker entwirft, gerade aus Gründen der Treue zur Praxis und zum Leben auch noch einmal, jedenfalls stellenweise, in Spannung geraten kann zur Theorie im Sinne der akkumulierten und als verbindlich qualifizierten Tradition („Lehre“), die er als Glaubender und als Lehrer der Theologie im Gesamtsystem Kirche zu vertreten bzw. interpretatorisch zu erschließen hat.

Dazu kommt, dass die theologische Ethik auch aufgrund ihrer Aufgabe, künftige Seelsorger, Lehrer der Religion und Bildungsakteure auszubilden, anzuleiten und zu sensibilisieren, eine besondere Nähe zu Sprechakten hat, in denen es zentral um Selbstreflexion, Rückblicke, Begleitung von Lebenswegen (wenigstens in Ausschnitten) und deren Brüche geht.[19] Wahrnehmen, Analysieren und Begründen sind nur die eine Seite dessen, was sie zu tun hat, Verständnis ermöglichen, Orientieren, Dringlichkeiten aufzeigen, das Ratsuchen und Ratgeben zu kultivieren die andere.

Es spricht viel dafür, dass theologische Ethik nicht nur durch ihr Sujet und ihre Zielsetzung mit dem Leben und den Lebensgeschichten von Menschen zu tun hat, sondern dass ein derartiger Zusammenhang auch noch einmal durch die Bedingungen konstituiert wird, unter denen theologisch-ethische Theorie vom einzelnen Autor „produziert“ wird. Denn jeder Autor lebt, denkt und schreibt in einer spezifischen gesellschaftlich-geschichtlichen Situation, jeder hat neben seinen persönlichen auch zeit- und wissensbedingte Prägungen, jeder verfügt über sedimentierte Erfahrungen mit anderen Menschen, mit Wirklichkeit, mit Politik, Gemeinschaften, Kranksein, Krisen, Knappheit, Erwartungen, Hoffnungen, Ängsten und Sorgen, die nicht primär seine eigenen, höchstpersönlichen sind, sondern an überindividuellen, ja sogar kollektiven Erfahrungen partizipieren. Insofern kann theologisch-ethische Theorie gar nicht im strikten Sinn fern und gleichsam abgedichtet gegenüber jedem Einfluss von Lebenserfahrungen und kontextuellen Prägungen entwickelt werden, auch wenn das Heraushalten der persönlichen und biografischen Wurzeln zur methodischen Ver-

pflichtung erklärt wird. Dies ist keine Rechtfertigung für Subjektivismus und Willkür, die das Ethos wissenschaftlicher Objektivität ja gerade ausfiltern möchte, weil sie jede Verständigung über Gründe und Wahrheit untergraben würde. Grundsätzlich, wenn auch meist unsichtbar, ist theologisch-ethische Theorie aber immer auch ein Ausdruck der spezifischen Positioniertheit des betreffenden Autors in einer Zeitepoche, in einer Gesellschaft, in einem Milieu, in einem Bildungssystem, inmitten von Sozialisationsangeboten und Ähnlichem mehr. Deshalb kann nicht nur das Objekt der Ethik, also Ideale, Handlungsmaximen, wertbezogene Einstellungen, Normen und Werte, sondern auch noch einmal die Ethik als Theorie Gegenstand hermeneutischer Arbeit sein, die es sich zur Aufgabe macht, entscheidende Einflüsse und prägende Kontexte des Denkens des betreffenden professionellen Ethikers offen zu legen – freilich nicht in der Absicht, seine Leistung kleiner zu machen, sondern ihn selbst, sein Denken und seine Veröffentlichungen in den Anliegen, Motiven und besonderen Akzenten besser verstehen zu können.

In der jüngeren Zeit hat vor allem Klaus Demmer diese lebensgeschichtlichen Hintergründe und diesen lebensgeschichtlichen Anteil an der theologisch-ethischen Theorie ausdrücklich zum Thema gemacht und reflektiert[20]. Aus der Erkenntnis, dass „sittliche Normen das Ergebnis bedachter Lebensgeschichten sind, an deren Wurzel Erfahrung steht“[21], und dass der theologische Ethiker auch „Existenzdenker“[22] ist, zieht er allerdings Konsequenzen, die über eine selbsthermeneutische Auskunft weit hinaus- und in die Theoriebildung hineinreichen: Wenn die Person im Mittelpunkt der Ethik steht und wenn theologische Ethik im Dienst an der Befreiung der sittlichen Vernunft durch den Glauben steht, dann hat es stärker als auf die Einzelprobleme der normativen Ethik darauf anzukommen, tragfähige Grundhaltungen zu finden, „die auf die bleibenden und immer wieder schmerzenden Konfliktherde des Lebens konstruktive Antwort geben“; ferner Freiräume und geistige Horizonte zu eröffnen, „die den Blick nicht auf die wunden Stellen fixiert sein lassen, sondern dem Menschen die Chance geben, über seine Vergangenheit hinauszuwachsen, so dass sie auf einmal als klein erscheint und den Charakter lähmender Bedrohung verliert“[23]. Kompetent jedoch vermag der theologische Ethiker dies Demmer zufolge nur zu realisieren, wenn er die Ambivalenz seiner eigenen Existenz zwischen Erfahrung des wiederholten Scheiterns und Verwirklichung seiner besten Möglichkeiten bedenkt. Das Bedenken der eigenen Lebensgeschichte nicht nur in ihren Prägungen und Kontexten,

sondern auch in ihrer existenziell-individuellen Innenseite wird so zum konstitutiven (was nicht auch schon heißen muss: zum literarisch fixierten, sondern lediglich zum notwendigen, bewussten, inneren) Element theologisch-ethischen Denkens. Sich selbst Rechenschaft zu geben über die eigene Identität, die existenzielle Tiefenstruktur, die Zielvorstellungen, die Lebensform und die Zweifel, ist das intellektuelle Medium zur spezifischen Wahrhaftigkeit des theologischen Ethikers im Sinne einer Kongruenz zwischen der von ihm vertretenen Theorie und seiner eigenen Biografie: „Welche existenziellen Probleme sind es eigentlich, die seine bisweilen abstrakten Reflexionen und Spekulationen begleiten? Gibt es Wirklichkeiten, denen er stillschweigend aus dem Weg geht, die in seinem Denken offensichtlich zu kurz kommen? Ahnt er möglicherweise, wie wohl nur dunkel, dass er auf der Flucht vor sich selbst lebt und die Erkenntnis der Wahrheit niederzuhalten sucht? In seiner Bereitschaft, sich auf Moralthemen einzulassen, die in aller Munde sind, schwingt leicht ein wenig Selbstentlastung, wenn nicht gar Selbstrechtfertigung mit. Worüber nicht gesprochen wird, das ist ebenso wichtig, vielleicht gar wichtiger.“[24] Die Kontinuierlichkeit solcher Selbstbefragung (man könnte geradezu von einem Ethos bzw. einer Spiritualität des Autobiografischen sprechen!) kann selbstverständlich nicht nur der Authentifizierung des theoretisch Gedachten zugute kommen, sondern kann auch eine Korrektur des Gedachten, Gesagten und literarisch Fixierten einfordern.

Eine andere Art und Weise, den lebensgeschichtlichen Anteil an der ethischen Theorie eines Theologen unter der Zielperspektive möglichst großer Kongruenz zu identifizieren und zu markieren, findet sich in späten Texten von Franz Böckle[25] und Paul Sporken[26]. Beide bestätigen in der Konfrontation mit dem absehbaren Tod bzw. mit einer lebensbedrohlichen Krankheit gleichsam im Nachhinein und im Blick auf ein ausgewähltes Arbeitsfeld die Kongruenz, die von Demmer als methodische Aufgabe expliziert wird: „Was ich bisher theoretisch über Krankheit und Tod nachdachte, ist existenzielle Wirklichkeit geworden.“[27]

Noch eine Reihe weiterer theologischer Ethiker[28] der jüngeren Zeit hat die Chance gespürt bzw. von Seiten anderer Menschen, denen sie Orientierung gegeben haben, als Wunsch vermittelt bekommen, durch Auskünfte über ihre Herkunft, über ihr Erleben der Zeitgeschichte, über ihre Begegnungen, über ihre Lebensform, über die erlebten Konflikte, die für ihre Biografie prägend geworden sind, ihre ethischen Texte

aufzuschließen und dadurch den von ihnen verfolgten Anliegen mehr Plausibilität, Dringlichkeit und Kohärenz zu verleihen.

4. Autobiografisches Erzählen in der Tradition der Selbstdarstellungen von Wissenschaftlern

Der Bedarf an Selbsthermeneutik, wie er oben hinsichtlich und unter den besonderen Erkenntnisinteressen theologischer Ethik beschrieben worden ist, braucht sich nicht erst eigene, völlig neue Formen zu schaffen. Vielmehr kann er auf bestimmte Muster zurückgreifen, die kulturell bereitliegen und schon oft gewählt worden sind, um aus dem erinnerten Erlebten und dem heute Gedachten einen sinnvollen Lebenslauf zu machen, für den jemand als den je seinen die Verantwortung übernimmt.

Ein solches festes Muster der biografischen Selbstthematisierung gibt es tatsächlich. Seit im 18. Jahrhundert Glaube und Religion als selbstverständlicher Sinnrahmen der individuellen und kollektiven Lebensführung zurücktreten, konzentriert sich die Aufmerksamkeit stärker auf die äußeren Erlebnisse und Schicksale, Herkunft und Bildungsgeschichte, Potenziale und Schwächen als auf die innere religiöse Entwicklung und die seelischen Krisen. Neben der Autobiografie, die traditionell typischerweise eine religiöse Konfession war, entstehen neue Typen von Lebensbeschreibung, die durch praktische Interessen veranlasst sind[29]: Neben der privaten Chronik und der Apologie bildet sich die Berufsautobiografie heraus, in der einflussreiche Personen des öffentlichen Lebens die Geschichte ihrer Tätigkeit festhalten. Personen, die hierfür in Betracht kommen, sind neben den Staatsmännern und den Kirchenführern vor allem die Gelehrten. Günter Niggl hat gezeigt, dass die frühe Geschichte der Autobiografie zu einem ansehnlichen Teil aus Autobiografien von Gelehrten besteht[30]. Ihr Aufbauschema wird bestimmt durch eine Darstellung des Lebenslaufs, des beruflichen Werdegangs, der Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des Oeuvres, einer Selbstcharakteristik, der kurzen Darlegung der privaten Lebensumstände und ein Schriftenverzeichnis.[31] Auch in Moraltheologie und Sozialethik hat dieser Typus der Gelehrten-Selbstbiografie Spuren hinterlassen, wofür Namen wie Johann M. Sailer, Magnus Jocham, Franz X. Linsenmann, Joseph Mausbach und Heinrich Pesch stehen.

Dass Professoren – meist in engem zeitlichen Zusammenhang mit der Emeritierung[32], so dass ein erfolgreicher Abschluss der Berufsbiografie vorausliegt – von diesem Muster Gebrauch gemacht haben, ist einerseits wenig verwunderlich, weil Professoren in der Regel eine vieljährige Schreib- und Selbstreflexionserfahrung haben. Insofern knüpfen die vorliegenden Autobiografien theologischer Ethiker an eine schon längere Tradition der Selbstdarstellung von Wissenschaftlern an, die meist in eigenständiger Form veröffentlicht, teilweise aber eben auch als Beitrag in Sammelbänden mit mehreren, auf fremde Veranlassung hin entstandenen Selbstdarstellungen erschienen. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel für letzteren Typus ist die vom Verleger Felix Meiner zwischen 1921 und 1929 herausgegebene Reihe „Die Wissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen", von der 30 Bände mit insgesamt 197 Beiträgen erschienen sind und die zuletzt eingestellt werden musste. Seit den 1970er-Jahren hat es eine Reihe von Initiativen in der Psychologie, in der Pädagogik, in der Soziologie und auch in der Theologie[33] gegeben, diese Tradition wieder aufzunehmen.[34]

Verwunderlich oder gar problematisch erscheint es andererseits aber insofern, als das Prinzip, das seit Francis Bacon am Beginn des 17. Jahrhunderts programmatisch über jeder wissenschaftlichen Betätigung stand und das auch noch Immanuel Kant der „Kritik der reinen Vernunft" als Motto vorangestellt hat, nämlich „de nobis ipsis silemus"[35], damit außer Kraft gesetzt scheint. In Wirklichkeit jedoch geht es in den zahlreichen Gelehrten-Autobiografien nicht um die Relativierung der Rationalität als methodischer Verpflichtung des wissenschaftlichen Denkens zugunsten von Autorität und Tradition, sondern um die Entdeckung, dass es über und trotz aller Sachbezogenheit und Verpflichtung auf Objektivität einen Zusammenhang zwischen Sache und Person gibt und dass auch und gerade hinter großen Gedanken, Werken, Entwürfen, Ereignissen auch menschliche Entscheidungen, Überlegungen und persönliche Schicksale stehen. Schon sehr früh spielte auch das externe Interesse an begabten und genialen Persönlichkeiten eine Rolle, die man vor allem in wissenschaftlichen Kreisen und im künstlerischen Milieu vermutete[36], sowie an Erkenntnissen über den Beruf und die Karriere des Hochschullehrers. Ohne diesen Zusammenhang näher zu fassen oder dies auch nur zu versuchen, werden Entwicklungen, Berufswahl, Rolle und Rang der Leistung als etwas vom Menschen Gestaltbares und zumindest in Teilen zu Beeinflussendes zugrunde gelegt. Die Verpflichtung zur Ratio-

nalität wird dadurch in keiner Weise bestritten oder abgeschwächt. Vielmehr gilt sie als Kennzeichen der Institution Universität und aller in ihr vertretenen Disziplinen, deren Angehöriger der Gelehrte auch als autobiografisch sich Erinnernder und Schreibender bleibt.

5. Geschichte der Wissenschaftsdisziplin Theologische Ethik aus Lebensgeschichten

Was können autobiografische Abrisse wie die folgenden, abgesehen davon, dass sie ihren Autoren Gelegenheit bieten, ihr eigenes Geschick und ihr Bemühen im Beruf des Professors zu einem zusammenfassenden, biografisch geordneten Selbstbild zu fügen, leisten?

Zunächst einmal sind sie schlicht ausgedrückt interessant. Und zwar interessant in einem doppelten Sinn: Sie erlauben nämlich, wenigstens ein bisschen Einblick zu nehmen in das Leben solcher, die im Fach oder sogar darüber hinaus einen Namen haben. Lesern eröffnet sich eine Möglichkeit, einen Autor besser kennen zu lernen, der ihnen aus der Lektüre mehrerer oder wenigstens eines sachbezogenen, theoretischen und häufig auch anspruchsvollen Textes „ein Begriff“ ist. Interessant, ja geradezu spannend sind solche lebensgeschichtlichen Selbstvergewisserungen aber auch deshalb, weil die Generation der zwischen 1925 und 1940 Geborenen in einer ausgesprochen turbulenten Zeit gelebt hat, deren äußerer Verlauf und deren Ergebnisse den Jüngeren zwar bekannt, aber in ihrer erlebnismäßigen Innenseite und in ihren lebensprägenden Konfliktpotenzialen einigermaßen fremd sind. Dies gilt für das politische Geschehen, aber kaum minder für den Verlauf der Kirchengeschichte seit den 1950er-Jahren. Auch wegen der Chance, diese Distanz zu überwinden, üben die Lebensgeschichten derer, die sich einen Namen gemacht haben, eine besondere Anziehungskraft aus. Indem sie ihre eigene, unverwechselbare Geschichte als Teil der Geschichte des Faches erzählen, sind Professoren auch Zeitzeugen.

Des Weiteren ist das in einer Autobiografie notierte selbst Erlebte für den Leser mehr als andere Texte dieses speziellen oder eines anderen Autors ein persönlich gefärbter Text, das meint in diesem Zusammenhang: ein Text, der sich nicht einem Theoriekonstrukt zu- oder gar einordnen lässt. Positiv könnte man das vielleicht so fassen,

dass die autobiografische Selbstdarstellung im Auswählen, das in ihr geschieht, und im Herstellen eines Zusammenhangs eine komprimierte Art des Handelns darstellt, insofern im Auswählen und im Zusammenhang-Herstellen auch Entwicklungen, Durchbrüche, vielleicht aber auch Abbrüche, Korrekturen und Konzentrationsprozesse konstruiert und erinnert werden.

Diese Eigenart bringt es mit sich, dass die Erlebnisse und Erfahrungen, soweit der Autor einer Autobiografie sie mitteilt, in eine besondere Beziehung zum Leser geraten können: Dieser kann sie nämlich nicht nur im Abstand wahrnehmen, sondern er kann sich darüber hinaus durch sie auch motiviert fühlen, die Entwicklung, die der Autor erzählt, auf ihre Plausibilität hin zu bedenken, Erwartungen zu hegen und selber Fragen an den Autor oder sein Werk zu stellen, mit einem Wort: ihn von seinem eigenen Horizont her besser verstehen zu versuchen.

Vor allem sind autobiografische Selbstdarstellungen theologischer Ethiker aber auch individuelle Quellen zur Geschichte der Theologie in den vergangenen Jahrzehnten im Gesamten und zur Geschichte des Fachs theologische Ethik (als Moraltheologie und Christliche Sozialethik) im Besonderen. Individuelle Quellen selbstverständlich, die bis dahin noch nirgendwo greifbar sind. Als solche erscheinen sie als geradezu unverzichtbar für sämtliche Versuche, Diskussionsverläufe, Fokussierungen auf bestimmte Problemstellungen, Auseinandersetzungen mit Theorien und Konzeptionen, Prozesse des Auslotens von Spielräumen und Grenzen, aber auch die Selbstpositionierung des Fachs im Verhältnis zur Gesellschaft und zur offiziellen kirchlichen Lehre zu rekonstruieren. Denn erzählt wird in den Autobiografien ja nicht irgendetwas, sondern jeweils die Geschichte eines gelebten Lebens, verstanden als etwas, was ein Teil des Verfassers und seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit selbst ist. Deshalb können sie dem Leser Zugänge eröffnen, die es sonst eben nicht gibt, Zugänge nämlich, um maßgebliche Autoren des Fachs auch als Akteure zu sehen, also als wahrnehmend-suchende, empfindende, Wünsche und Ziele habende, aber auch manchmal unter der Last und Enge der Verhältnisse leidende Personen. Darüber hinaus besteht die Möglichkeit, dass Leser hier Dinge erfahren, die andernorts nicht zugänglich, vergessen oder in den Hintergrund der Aufmerksamkeit geraten sind.[37] Insofern haben Autobiografien von Wissenschaftern auch die Funktion eines latenten Korrektivs des wissenschaftsgeschichtlichen Bewusstseins.

Bei all dem geht es aber weniger um eine bloß registrierende und dokumentierende Geschichtsschreibung einer theologischen Disziplin um ihrer selbst willen, sondern um das Wecken von Empathie, Wahrnehmung und Verstehenwollen der Generation der nachrückenden theologischen Ethiker, der theologisch Interessierten in der kirchlichen Öffentlichkeit und der Studierenden der Theologie und der Ethik. Sie können hier erfahren, wo ein Autor geboren und aufgewachsen ist, was ihn geprägt, beeinflusst oder eingeengt hat, wo er spirituell beheimatet ist, in welchem intellektuellen Umfeld er seine Ideen entwickelt hat, welche Ziele und Idealvorstellungen er hatte, von welchen Ereignissen und Entwicklungen er sich in seiner theologisch-ethischen Existenz herausgefordert sah, welche Konflikte zu bestehen waren – zugegebenermaßen all dies „nur“ im Spiegel der eigenen Einschätzung. Aber sie erfahren eben nicht nur – und das ist der Mehrwert, der die Subjektivität der Wahrnehmung zwar nicht beiseite schafft, aber dafür einen Ausgleich schafft! – die einzelnen Ereignisse und Fakten, sondern auch, wie sich diese in größere Zusammenhänge, in Konzeptionen, in Diskurse, in Kontinuitäten und Umbrüche einfügen. Und deshalb können sie eine Brücke, ja vielleicht sogar ein privilegierter Zugang zum Versuch sein, zu verstehen, was sich in der Geschichte des Fachs abgespielt hat, wer die Mitspieler waren, wie das Zusammen- oder Wettspiel geklappt hat und wo vielleicht Schiedsrichter und Publikum von außen eingegriffen haben. Ganz nebenher dürfen sie noch einen Blick in die „Werkstatt“ eines Kollegen werfen und erfahren, wie er „es“ gemacht hat, das Suchen und Ringen, das Sichbeteiligen an Auseinandersetzungen, das Aushalten von Zweifeln und Spannungen, das Überbrücken von Diskrepanzen zwischen Erwartungen und eigenen Absichten, das Sichplagen mit dem Schreiben unter Zeitdruck und dem Formulieren.

Auch tritt im Abstand erst weniger Jahrzehnte die Situiertheit des Denkens und des theoretischen Bemühens innerhalb der Community des Fachs deutlicher zutage, ohne dass die zeitliche und generationelle Distanz schon so groß wäre, dass unmittelbare Rückfragen aus dem Heute nicht mehr möglich wären. Auch dies ist ein Vorteil autobiografischer Selbstdarstellungen gegenüber jeder nachträglichen wissenschaftshistorischen Bearbeitung aus der größeren zeitlichen Distanz.

Schließlich verdient noch Beachtung, dass Selbstdarstellungen theologischer Ethiker wie die in diesem Band zusammengefassten für Nichtfachleute auch eine gute Möglichkeit bieten, sich der theologischen Ethik in ihren Kernanliegen zu nähern. Mehr als theoretische Texte können autobiografische Selbstdarstellungen und Reflexionen, in denen die Persönlichkeit des Autors sich sichtbar macht, ein Weg zum Fach, zu seinen Inhalten und Fragestellungen sein.

[1] *Wilhelm Dilthey*, Entwürfe zur Kritik der historischen Vernunft, in: ders., Gesammelte Werke VII, Stuttgart/Göttingen 1958, 191–251, hier: 199f.
[2] Ebd.
[3] Zu nennen ist hier vor allem *Georg Misch* mit seiner monumentalen Geschichte der Autobiographie, 4 Bde. (in 8 umfangreichen Halbbänden), Frankfurt a. M. 1907–1969.
[4] S. dazu vor allem Einleitung und Bibliografie von *Günter Niggl*, in: ders. (Hg.), Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung, Darmstadt [2]1998, 1–17 und 539–592.
[5] *Dilthey*, Allgemeine Sätze über den Zusammenhang der Geisteswissenschaften, in: Ders., Gesammelte Werke VII (Anm. 1), 120–188, hier: 134f.
[6] S. dazu die Beiträge in *Niggl* (Hg.), Die Autobiographie (Anm. 4).
[7] Vgl. *Luisa Tasca*, Lebensgeschichten im Aufwind. Individuen, Autobiografien und Geschichtswissenschaft, in: Neue Zürcher Zeitung, Ausgabe vom 30./31.7.05, S. 53.
[8] S. dazu etwa außer dem Essay von *Tasca* (Anm. 7) *Winfried Schulze*, Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung, in: ders. (Hg.), Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte, Berlin 1996, 11–30. Darin findet sich in den Fußnoten 20–22 eine umfassende Liste von Literatur über die Erforschung autobiografischer Texte und deren Bedeutung für die Geschichtswissenschaft. Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive wichtig sind außerdem: *Hans Thomae*, Vita humana. Beiträge zu einer genetischen Anthropologie, Frankfurt/Bonn 1969, 75–100; *Wolf Lepenies* (Hg.), Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1981; *Hartmann Leitner*, Lebenslauf und Identität. Die kulturelle Konstruktion von Zeit in der Biographie, Frankfurt/New York 1982; *Werner Fuchs*, Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden, Opladen 1984; *Gerd Jüttemann/Hans Thomae* (Hg.), Biographie und Psychologie, Berlin u. a. 1987; *Jürgen Straub*, Historisch-psychologische Biographieforschung. Theoretische, methodologische und methodische Argumentationen in systematischer Absicht, Heidelberg 1989; *Armin Nassehi*, Die Form der Biographie. Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht, in: Bios 7 (1994), 46–63; *Susann Kluge/Udo Kelle* (Hg.), Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung. Integration qualitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung, Weinheim/München 2001; *Kaspar von Greyerz*, Erfahrung und Konstruktion. Selbstrepräsentation in autobiographischen Texten des 16. und 17. Jahrhunderts, in: Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit 7 (2003), 220–239.
[9] S. etwa *Bernd Neumann*, Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie, Frankfurt 1970, 108–114.115; *Ralph-Rainer Wuthenow*, Das erinnerte Ich. Europäische Autobiographie und Selbstdarstellung im 18. Jahrhundert, München 1974; *Günter Niggl*, Einleitung, in: ders. (Hg.), Die Autobiographie (Anm. 4), 1–17; *Klaus G. Imgenberg/Heribert Seifert* (Hg.), Autobiographische Texte, Stuttgart 1985, 5–8.
[10] Ausführlich hierzu: *Günter Niggl*, Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert. Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung, Stuttgart 1977.
[11] *Schulze*, Ego-Dokumente (Anm. 8), 14.
[12] *Gustav A. Benrath*, Art. Autobiographie, christliche, in: TRE IV, 772–789. S. ferner Themenheft „Biographie und Autobiographie – Theologische und geschichtswissenschaftliche Kriterien“, in: Verkündigung und Forschung 39 (1994).
[13] S. dazu *Reinhart Staats*, Die zeitgenössische Theologenautobiographie als theologisches Problem, in: Verkündigung und Forschung 39 (1994), 62–81, bes. 70–79. Ein Verzeichnis der Autobiografien von Theologen bis 1984 bietet *Jens Jessen*, Bibliographie der Selbstzeugnisse deutscher Theologen, Tagebücher und Briefe, Frankfurt u. a. 1984.
[14] Zur Problematik von Identität und Lebenslauf unter besonderer Berücksichtigung von Religion s. u. a. *Jürgen Lott*, Erinnerte Lebensgeschichten. Zur Thematisierung von Erfahrungen mit Religion in der kirchlichen Erwachsenenbildung, in: Theologia Practica 21 (1986), 33–49; *Albrecht Grözinger/Henning Luther* (Hg.), Religion und Biographie. Perspektiven zur gelebten Religion, München 1987; *Friedrich Schweitzer*, Lebensgeschichte und Religion. Religiöse Entwicklung und Erziehung im Kindes- und Jugendalter, München 1987; *Walter Sparn* (Hg.), Wer schreibt meine Lebensgeschichte? Biographie, Autographie, Hagiographie und ihre Entstehungszusammenhänge, Gütersloh 1990; *Stephanie Klein*, Theologie und empirische Biographieforschung: methodische Zugänge zur Lebens- und Glaubensgeschichte und ihre Bedeutung für eine erfahrungsbezogene Theologie, Stuttgart/Berlin/Köln 1994; *Lothar Kuld*, Glaube in Lebensgeschichten. Ein Beitrag zur theologischen Autobiographieforschung, Stuttgart/Berlin/Köln 1997; *Wilhelm Gräb*, Lebensgeschichten, Lebensentwürfe, Sinndeutungen. Eine praktische Theologie gelebter Religion, Gütersloh 1998; *Iris Mandl-Schmidt*, Biographie – Identität – Glaubenskultur. Zur Entwicklung religiös-spiritueller Identität am Beispiel Thomas Mertens, Mainz 2003.

[15] *Johann B. Metz*, Glaube in Geschichte und Gesellschaft. Studien zu einer praktischen Fundamentaltheologie, Mainz 1977, 195–203, hier: 196.
[16] Ebd.
[17] Ebd.
[18] Ebd. 197.
[19] Bis in die jüngere Vergangenheit spielte die Vorbereitung auf die Handhabung der Beichte eine zentrale Rolle. S. dazu u. a. *Rupert M. Scheule*, Beichte und Selbstreflexion. Eine Sozialgeschichte der katholischen Bußpraxis im 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. u. a. 2002.
[20] *Klaus Demmer*, Die Wahrheit leben. Theorie des Handelns, Freiburg/Basel/Wien 1991; *ders.*, Das theologische Anforderungsprofil der Moraltheologie. Überlegungen zur Ortsbestimmung des Fachs, in: Stephan E. Müller/Bernhard Sill (Hg.), Glaube, der leben hilft. Moraltheologische Perspektiven, Münster 2004, 15–39.
[21] Ebd. 10 (mit Verweis auf *Oswald Schwemmer*, Die Bildung der Vernunft aus der Erfahrung. Zur Grundlegung einer philosophischen Anthropologie, in: Zeitschrift für Evangelische Ethik 26 (1982), 40–61).
[22] Ebd. 123.
[23] Ebd. 124.
[24] Ebd. 123.
[25] *Franz Böckle*, Verantwortlich leben – menschenwürdig sterben, Zürich 1992. S. darin besonders das Interview mit Kurt Studhalter S.13–30 sowie die Rede zur Verleihung der medizinischen Ehrendoktorwürde S. 93–102.
[26] *Paul Sporken*, Mein Weg zurück ins Leben. Krankheit und Alter bejahen, Freiburg/Basel/Wien 1992.
[27] *Böckle*, Verantwortlich leben (Anm. 25), 102.
[28] Erwähnenswert sind vor allem: *Bernhard Häring*, Meine Erfahrung mit der Kirche, Freiburg/Basel/Wien 1989; *ders.*, Geborgen und frei. Mein Leben, Freiburg/Basel/Wien 1997; *Stephan H. Pfürtner*, Nicht ohne Hoffnung – erlebte Geschichte 1922–1945, Stuttgart 2001 (ein Folgeband ist nach Auskunft des Autors in Arbeit).
[29] Der komplexe Transformationsprozess ist ausführlich beschrieben in *Niggl*, Geschichte der deutschen Autobiographie (Anm. 10), 6–26.
[30] *Niggl*, Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert (Anm. 10), 21–26.
[31] Genaueres bei *Martin Schmeiser*, Akademischer Hasard. Das Berufsschicksal des Professors und das Schicksal der deutschen Universität 1870–1920. Eine verstehend soziologische Untersuchung, Stuttgart 1994, 356–359.
[32] Ebd. 355.
[33] *Rainer Lachmann/Horst F. Rupp* (Hg.), Lebensweg und religiöse Erziehung. Religionspädagogik als Autobiographie, 3 Bde., Weinheim 1989–2000; *Christian Henning/Karsten Lehmkühler* (Hg.), Systematische Theologie in Selbstdarstellungen, Tübingen 1998.
[34] S. dazu die Überblicke bei *Martin Kohli*, „Von uns selber schweigen wir." Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten, in: Wolf Lepenies (Hg.), Geschichte der Soziologie, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1981, 428–465, hier 429f., und *Rainer Lachmann/Horst F. Rupp*, Autobiographie und biographische Forschung in religionspädagogischem Kontext. Eine Einführung, in: dies. (Hg.), Lebensweg und religiöse Erziehung (Anm. 33), 13–28, hier: 20f.
[35] Das programmatische Zitat stammt aus dem Vorwort der Instauratio magna. Zur Wirkungsgeschichte dieses Motivs s. u. a. den kurzen Abriss bei *Kohli*, „Von uns selber schweigen wir." (Anm. 34), bes. 430–434.
[36] Vgl. *Schmeiser*, Akademischer Hasard (Anm. 31), 329–341.
[37] Als solches Infragestellen vorschnellen Vergessens verstehe ich meine eigenen jüngeren Beiträge über Joseph Höffner (*Konrad Hilpert*, Joseph Höffner und die Idee der Menschenrechte, in: Karl Gabriel/Hermann-Josef Große-Kracht (Hg.), Joseph Höffner. Soziallehre und Sozialpolitik, Paderborn u. a. 2006, 51–67) und Nikolaus Monzel (*Konrad Hilpert*, Das Profil der theologischen Sozialethik von Nikolaus Monzel, in: Münchener Theologische Zeitschrift 56 (2006), (im Druck)). S. ferner den bisher nur online publizierten Versuch einer Geschichte des Lehrstuhls für Moraltheologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München (unter: http://www.kaththeol.uni-muenchen.de/systematisch/moral/geschichte.html).